

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Chronik des Corps Bavaria in Karlsruhe**

**Corps Bavaria**

**Karlsruhe, [1887]**

Die 40er Jahre

[urn:nbn:de:bsz:31-269510](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-269510)



## Die 40er Jahre.

**W**enn irgend ein mächtiger Zauberer es vermöchte, einen derzeitigen Aktiven hineinzuwurfen in das Studentenleben, wie es vor einem halben Jahrhundert war — derselbe würde sich darin wenig zu recht finden können.

Und doch ist der innere Kern des Corpsstudententhums sich immer gleich geblieben und wird es bleiben. Nur die äußere Form, das Gewand ändert sich unter dem Einfluß besonderer Verhältnisse, socialer und politischer Umgestaltungen, welche jeder Zeitperiode auch im studentischen Leben ein eigenes charakteristisches Gepräge aufdrücken.

In den 40er Jahren wußte man noch nichts von den hohen Ansprüchen, welche in der Arbeit wie im Genuß die Jetztzeit stellt. Minder hart war der Kampf um's Dasein, darum sorgloser das Leben, wie für den gereiften Mann, so für die Jugend. Nicht so drückend, wie heute, wo in Gymnasien und Mittelschulen geschraubte Dressur des Verstandes mehr gilt, als frische Gemüthsbildung, verlief die Pennalzeit und weniger hastig wurden die Studienjahre abgethan. Auf einige Semester mehr — kam es nicht so ängstlich an, die Welt bot immer noch genug Wege und Bahnen für das spätere Fortkommen. Ueberdies gab es, mit alleiniger Ausnahme Preußens, noch keine allgemeine Wehrpflicht, keinen Einjährigen-Dienst; ungeschmälert verblieben auch diese zwei Semester den Freuden akademischen Lebens.



So durfte der Student die Hochschule mit dem behaglichen Gefühle beziehen, im Genuße der schönen Studienzeit, wie auch im Studium selbst durch Nichts unterbrochen oder verkürzt zu werden. Dieses ruhige Behagen förderte eine gewisse, fast übergroße Gemüthlichkeit, anderseits aber auch eine Naivetät und Zwanglosigkeit in den äußeren Formen, welche heut zu Tage, wo die Nothwendigkeit intensiveren und rascheren Handelns eine strammere Disciplin ausgebildet hat, — undenkbar wäre und manchmal Anstoß erregen würde.

Der derzeitige exklusive Zusammenhalt unter den Aktiven wurde noch nicht gehandhabt. Officiell waren nur Kneipabende und Fechtboden. Zu Mittag, selbst zu Abend speiste Jeder für sich, wo er wollte; Viele sogar in ihren Philistereien, insonders wenn dort hübsche „Besen“ walteten. Häufig, doch nicht regelmäßig traf man sich beim Frühschoppen, öfter nach Tisch im Kaffeehause, auch des Abends von 8 Uhr an auf Erkneipen, deren Wahl häufig wechselte. Ein Obligo bestand indessen nicht.

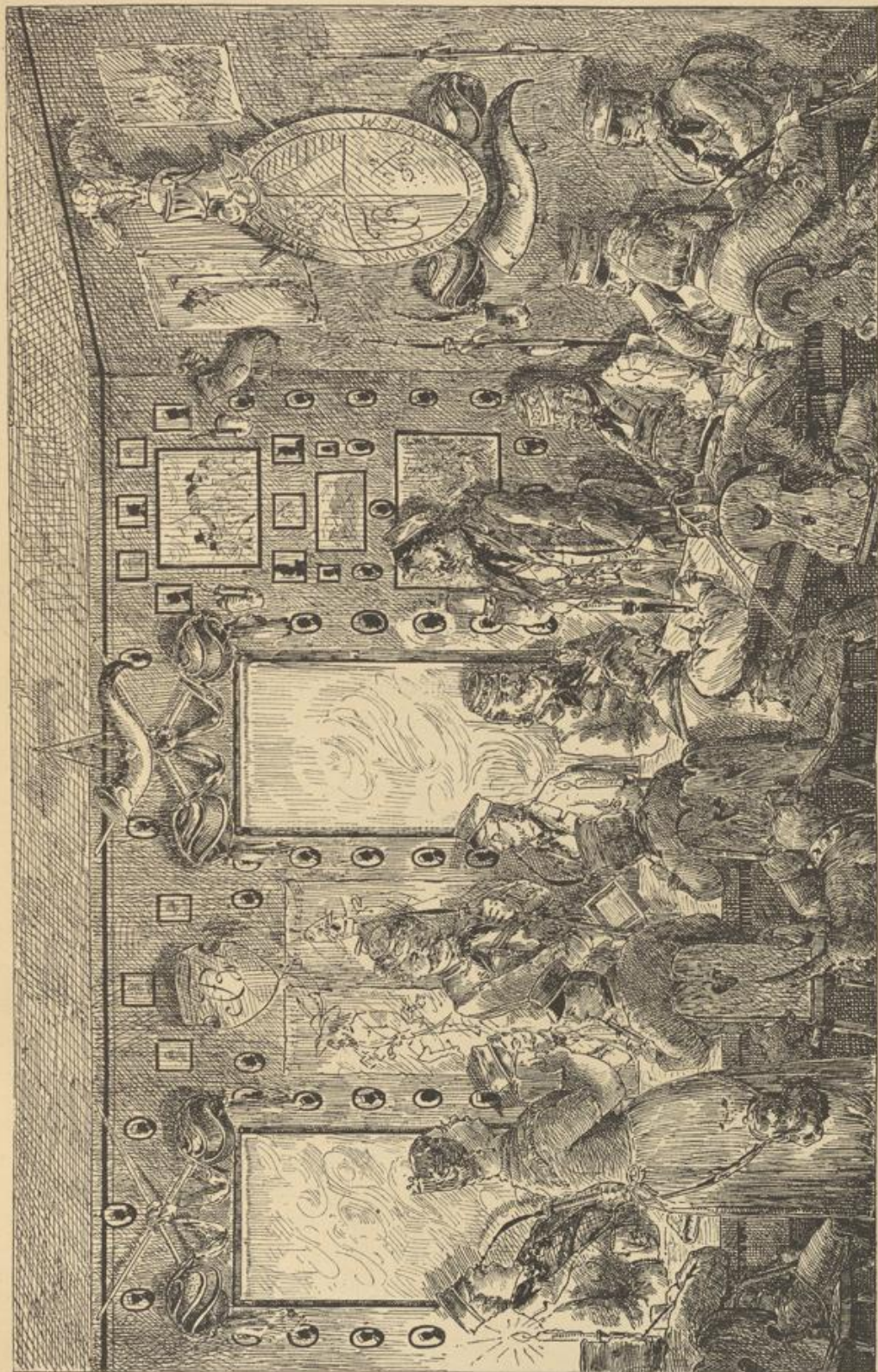
Näherer, ja intimer Verkehr zwischen Angehörigen verschiedener Corps, ja zwischen Corpsstudenten und honorigen Bummelern, war nicht ausgeschlossen, wurde oft gepflegt; einerseits ward dadurch die Zahl der „Keilanten“ beträchtlich gemehrt, anderseits nahm manchmal der „Kneipschwanz“ auf Corpskneipen unbequeme Dimensionen an.

Die Kneipen waren, zumal bei jüngeren Corps, recht schmucklos ausgestattet: ordinäre Tische und Stühle aus Tannenholz, darauf ein Tabakkasten und hölzerne Leuchter mit trüben Talglichtern, hie und da ein Humpen, sonst glatte Schoppengläser; an den Wänden wenige Lithographien, auch Karikaturen eigenen Fabrikats, dazwischen eine Unmasse Silhouetten — das genügte.

Noch wurde viel Pfeife geraucht, ein übler Knaster. Das Bier war oft ein schrecklicher Trank, — höllenqualen des nachfolgenden Katers zum Voraus gesichert — aber getrunken wurde dennoch, ebenso ausgiebig, wie heute. Selten war an Kneipabenden das Auflegen von Fassbier; Kellnerinnen, deren Alter und Neuzeres das Poussir-Verbot meist überflüssig machte (man denke nur an die rothe Eise im Rebele), reichten das Bier und wurden von einem Jeden schoppenweise (zwei Kreuzer) bezahlt. Als erster Fortschritt zum Besseren kam später der Gebrauch von Biermarken auf. —

Mehr als jetzt waren die der Burschenschaftszeit der 10er und 20er Jahre entstammenden Lieder von sentimentalem Schwung in der Mode, wie z. B. „An der Saale fernem Strande“ — „In einem kühlen Grunde“ — „Es klingt ein





Kneipe im rothen Schaaf. 1849.



heller Klang" — „Dom hoh'n Olymp herab" — „Preisend mit viel schönen Reden" — daneben manch' recht derbes Lied, wie „Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein". Auf der Frankenkneipe, deren Corps stets viele Forstleute enthielt, war besonders beliebt „Im Wald und auf der Haide".

Ein wahrer Mißstand jener Zeit war der unmäßige Hang zum Würfelspiel, welchem insonders auf der Erkneipe und bei Weinkneipereien gefröhnt wurde. Jedes Faß und jede Flasche ward ausgewürfelt, dann immer wieder zusammengehängt, bis endlich die ganze Zeche auf Einem haftete. Aber auch im Kartenspiel wurde oft hazardirt und wechselte besonders beim „Zwicken" Gewinn und Verlust in rascher Folge. Die üblichsten Bierspiele waren Caeco und Rams; im Kaffeehause lag man täglich dem Piquet, Sechs- und Sechzig oder Domino ob. Außerdem vereinigte man sich oft auf der „Bude" zum Whist bei einer Bowle Punsch.

Die Umgangformen in Wort und Verkehr trugen oft den Stempel ungelinker Derbheit. „Dummer Junge" war der übliche Tusch; an manchen Hochschulen galt sogar noch der „Hundsott" für Contrahagen auf Säbel. Verrufserklärung hatte officiell den kräftigeren Ausdruck: „in Verschiß stecken". Das Grüßen der Couleur, als solcher, war unbekannt, die Mütze wurde überhaupt selten gelüpfet. Einen Bekannten aus anderem Corps begrüßte man nur mit leichtem Kopfnicken, an persönlich nicht Vorgestellten ging man grußlos vorbei.

Fleißig wurde der Fechtboden besucht, welcher nebenbei auch als Stätte gesundheitsförderlicher, körperlicher Ausbildung betrachtet wurde. Officielle Fechtlehrer gab es nicht; Sache der Corpsburschen, speciell des Conseniors, war es, die Fäuche einzupauken. Man wechselte viel im Contreschlagen; inscenirte auch oft fingirte Mensuren, damit auch Sekundanten sich im damals noch nicht so streng verpönten „Abfassen" übten. Die Auslage war mit gestrecktem, steifen Arm, die Spitze des Schlägers möglichst senkrecht nach abwärts; den Arm nach links in der Auslage zu biegen und dadurch sich mehr zu schützen, war unnobel. Dagegen war es — entgegengesetzt der heutigen Fechtweise — erlaubt, sogar üblich, der Vertheidigung, dem Pariren gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie dem Angriff. Dieser richtete sich, da der Kopf des Gegners bedeckt war, vorwiegend gegen dessen offenes Gesicht in „Hoch-, Seiten- und Tiefquart"; mit der Rückseite des Schlägers zu schlagen war verboten. Das derzeitige starre Stehenbleiben auf der Stelle, wo der erste Hieb gefallen, galt für unschön; während des Ganges wechselte man, je nach momentaner Eingebung, vielfach Stellung und Platz, um dem Gegner besser beizukommen. Während heute ein einziger, oft





Menuet in Büften. 1820.



unbewußter Verstoß, eine unwillkürliche Kopfbewegung u. dgl. genügt, um „von der Mensur geworfen zu werden“, wurde damals das Maß bewiesener Bravour nach dem Gesamteindruck der ganzen Mensur beurtheilt. Bekanntlich ist bis über die erste Hälfte des Jahrhunderts mit schützender Kopfbedeckung auf allen Hochschulen gepaukt worden und zwar bediente man sich hierzu in den ersten drei Jahrzehnten breitkrämpiger und hochaufstrebender Hüte von gar wunderbarer Form. In dem sehr empfehlenswerthen Werkchen: „Heidelberger Studentenleben einst und jetzt“ findet sich eine Abbildung einer Mensur vom Jahre 1820, welche wir hier wiedergeben und zugleich Herrn Verleger D. Petters in Heidelberg für die gütige, bereitwillig gewährte Erlaubniß der Reproduktion unsern Dank aussprechen. Es ist das älteste Paukbild, welches existirt. Erst später kamen die Paukmützen auf; die erste Mensur auf Mützen soll 1826 auf der Hirschgasse in Heidelberg stattgefunden haben. Die Festschrift „Ruperto Carola“ enthält eine Abbildung dieser Mensur.

Bestimmungsmensuren waren harmloser als jetzt, gar manchemal ohne jegliches Resultat. Füchse paukten meist auf „große Mützen“; diese hatten eine ziemlich dicke Wattenlage und weit über die Augen vorspringende Schilde. — Aber auch die sogen. „kleinen Mützen“, obschon wenig gefüllt, gewährten dem Kopf einigen Schutz, weswegen man für schärfere Forderungen „Mützen ohne Bund und Watte“ wählte. Die Paukbrille war unbekannt.

Säbelmensuren „ohne Binde und Bandage“ waren äußerst selten; um so häufiger Säbelmensuren mit gewöhnlichem Paukwichs und Stulp, wo dann gleichfalls verhängt ausgelegt wurde.

Auf einer recht niederen Stufe stand die ärztliche Behandlung; der damalige Paukarzt hat uns oft böß hergerichtet; das Eitern, selbst unbedeutender Schmissen, war fast Regel.

Offizielle behördliche Anerkennung und das Recht, Farben zu tragen, besaßen bis zum Jahre 1848 nur die Corps der bayerischen Hochschulen: München, Erlangen, Würzburg und Aschaffenburg. Ueberall sonst konnte nur die Rede von stillschweigender Duldung sein und war das offene Tragen von Bändern und mehrfarbigen Mützen eigentlich verboten, weswegen man einen losen, der Grundfarbe gleichfarbigen Tuchstreifen, das sogen. Blamagebündel“ auf die Mütze zur Verdeckung der übrigen Farben zog. Ebenso erhielten die Cerevismützen einen blinden Ueberzug aufgestreift, entweder von Tuch oder schwarzem Wachstuch. Das sah ganz abscheulich aus und es wurden daher außerhalb der Kneipe Cerevismützen äußerst selten getragen.







Burschenschaftlichen Verbindungen war die Zeit nicht günstig, an manchen Hochschulen waren sie ganz von der Oberfläche verschwunden; sie waren von oben übel angesehen, das Frankfurter Attentat war in noch zu frischem Andenken. In Karlsruhe bildeten sich öfters Burschenschaften, welche stets das Duell unbedingt verwarfen; sie hatten dann wohl momentan starken Zulauf aus der Zahl der Klingenscheuen, aber niemals Dauer und Bestand. Auf deren Kneipe wurde viel politisirt, Hecker und Jästein war stereotypes Thema — bis zum Ueberdruß.

„Blasen“, dieses wahre Uebel, welches später den Corps so manches bildungsfähige Element entziehen sollte, existirten nicht. — Noch weniger zeigten sich Spuren von jenen größeren Vereinigungen corpsfeindlicher Natur, wie sie später in den sogen. akademischen Gesangsvereinen, in Fachvereinen, in allgemeinen Studentenschaften oder gar der ungeheuerlichen Mißgestalt religiöser Studentenverbindungen sich verkörperten und deren Ziele sämmtlich mehr oder weniger darauf hinausgehen, das spezifische studentische Wesen zu untergraben, zu nivelliren und in der rein bürgerlichen Gesellschaft verschwinden zu lassen.

Die Gesamtheit der akademischen Jugend theilte sich daher nur in die zwei großen Hauptgruppen der Corpsstudenten und der Obskuranten. Die Corpsstudenten bildeten einen weit größeren Procentsatz der gesammten Studentenschaft, als heut zu Tage und erschienen, ohne durch widersprechende Gegensätze gehemmt zu sein, allgemein als die eigentlichen Repräsentanten des Studententhums. Das Corpsleben mitzumachen war freilich auch leichter als jetzt: man hatte mehr Zeit und brauchte weniger Geld; ein Monatswechsel von 40 fl. war anständig, 60 fl. sehr reichlich und wer über 80 fl. gebot, galt als ein Krösus.

Die Stadt Karlsruhe trug noch ein bescheidenes Gepräge, fast überall waren die kleinen, zweistöckigen Häuser vorherrschend und verliehen den Straßen ein monotones Aussehen. Von unbeschreiblichem Reiz dagegen waren die bis in die Mitte der Stadt sich ausdehnenden vielen Gärten und großen Parke mit schattenreichem prachtvollem Baumschlag, insonders der Erbprinzenpark, Markgrafenpark, Prinz Friedrichpark (s. Abbildung S. 15) und Langenstein'sche Park, gegenüber der Kaserne. Wie aus dem Stadtplan ersichtlich, war damals Alles Park, was jetzt an Gebäuden den Friedrichsplatz und die „Vereinigten Sammlungen“ umgiebt. Die Flächen zwischen Erbprinzenstraße und Kriegsstraße, zwischen Münze, Kaserne und Hirschstraße, von der Amalienstraße bis zur Kriegsstraße waren bedeckt mit Gärten; und wo sich jetzt bei der Bismarckstraße die Paläste eines neuen Stadttheils erheben, da zog noch der Pflug seine Furchen





See im Prinz-Friedrich-Park.



Gotthischer Thurm auf der Kriegsstraße.



im ländlichen Ufer. Die Thore der Stadt waren eingefast von stattlichen Säulenhallen und durch eiserne Gitter Nachts geschlossen, das Rüppurrer Thor (s. Abbildung S. 23) hatte sogar noch den altmodischen Schlagbaum. — Vom Mühlburger bis zum Ettlinger Thor (s. Abbildung S. 19) zog sich an der Stelle der heutigen Villenreihe ein das Weichbild der Stadt begrenzender tiefer Graben; außerhalb der heutigen Westend- und Kriegsstraße befanden sich nur wenige Anwesen: das Clofen'sche Haus, die Nägeli'sche Villa, das Militärspital und das Promenadehaus (jetzt Seneka) (s. Abbildung S. 23), ein für Commerce beliebtes Lokal und berühmt wegen der Schönheit der beiden Töchter des Hauses.

Das Polytechnikum (s. Abbildung S. 27) zählte, unter Abrechnung der später (1863) eingegangenen I. mathematischen Klasse, welche von der Berechtigung zum Eintritt in ein Corps ausgeschlossen war, circa 300 Studierende, von welchen durchschnittlich 35—45 den Corps angehörten. Ausländer, selbst Norddeutsche waren selten; Westdeutschland, vor Allem Baden selbst, stellten das ganz überwiegende Contingent. Nur aus Schleswig-Holstein brachte die Strömung der dortigen politischen Zerwürfnisse nach 1846 größeren Zuzug.

